

Der Letzte vom Regiment Gensdarmes.

Historischer Roman von **Cäsar Magnus.**

(6. Fortsetzung.)

Der Lieutenant Derodes zweifelte noch immer, ob er zu solchem Verfahren berechtigt sei. Aber dem herrischen Adjutanten des Kaisers vertraute er sich nicht zu widersprechen. Mit militärischem Gruß gegen ehrsüchtig und achtungsvoller Verbeugung gegen Charlotte verließ er das Haus, gefolgt von seinen Soldaten.

„Die Posten an der Thür und an der Einfahrt bleiben vorläufig stehen,“ sagte er dräuhen zu dem Sergeanten Bonnet. „Mit dem anderen marschieren Sie zurück nach der Wache.“

„Und was soll aus dem Jungen werden?“ fragte der Sergeant.

„Er hat uns richtig geführt und kann nichts dafür, daß der Vogel bereits ausgeflogen ist, also laßt ihn laufen. Mach, daß Du fortkommst, Du Schuft!“

Veitel ließ sich das nicht zweimal sagen. Wie ein gebeter Hase jagte er die Straße hinunter und war im Augenblick um die nächste Ecke verschwunden.

Inzwischen standen Charlotte und der Adjutant sich noch am Fuß der Treppe gegenüber.

„Ich habe für den Augenblick die Verantwortung übernommen, Madame,“ sagte Leo Hersfeld, „um Ihnen eine brutale Scene zu ersparen. Aber die Commandantur wird zweifellos auf diesen Fall zurückkommen, und wenn der Herrmeister von Wagenfeld — was ich nicht wissen kann — noch in Berlin ist...“

„Ich hoffe, er ist bereits in Sicherheit,“ unterbrach ihn Charlotte.

„Er hat Berlin verlassen.“

„Er ist gegangen, um seinem König seinen Degen zur Verfügung zu stellen. Gott schütze ihn auf seinem Wege.“

Charlotte's Stimme bebte vor innerer Bewegung. Was hatte sie seit einem Abend alles durchlitten müssen! Sie hatte sich tapfer gehalten in aller Aufregung und Unruhe, hatte bis zum letzten Augenblick Gebhardt zur Seite gehalten als sein treues, mutiges Weib, und seine ruhige Zuversicht hatte auch in ihrer Seele die Hoffnung erweckt auf glückliches Gelingen.

Nun auf's Neue der heftige Schreck bei dem wilden Rärm der Soldaten, die Furcht vor einem toben Auftritt — Charlotte war am Ende ihrer Kräfte.

Sie konnte nur mit Mühe die Tränen zurückhalten, in ergreifender Bewegung bedeckte sie ein Moment die Augen mit der Hand. Dann wandte sie sich lautlos, gesenkten Kopfes ab, der Treppe zu.

Hersfeld fühlte, wie das Blut in seinen gewaltigen Schlägen durch seine Adern jagte. Seine heißen Sinne hogen ihn mit dämonischer Gewalt zu diesem schönen Weibe; den ganzen Nachmittag hatte er nichts vor Augen gehabt, als ihr unvergleichliches Bild.

Unerschrocken hoch schaute sie über ihm zu stehen in ihrer sicheren, festen Haltung, in ihrer königlichen Haltung. Eine leise Schen, wie vor der Majestät, war immer wieder aufgetaucht in der Seele des jungen Grafen.

Nun war sie auf einen Augenblick erschrocken, diese Unnahbarkeit, die seine wilden Gedanken im Zaune hielt. Ein schwaches, furchtsames Weib stand neben ihr, und sie war ohne Schuß, ohne Schutz.

Leo Hersfeld fühlte, wie ein jäher Schwindel ihn ergriff. Das war einer von den Augenblicken, die in seinem Leben schon so oft verhängnisvoll geworden waren. Vergeffen, verjungen jeder andere Gedanke, jedes andere Gefühl: nur ein einziger, verzehrender, wahnfinniger Wunsch, der ihn willenlos forttrieb nach der herrlichen Gestalt hin, die jetzt die ersten Stufen der Treppe erreicht.

Einen unsicheren, schwankenden Schritt macht Hersfeld vorwärts, er hebt die Hand und von seinen zuckenden, brennenden Lippen ringt sich leise, in bebenden Lauten, der Name der schönen Frau.

„Charlotte!“

Charlotte bleibt stehen und wendet sich um. Sie sieht, wie er ihr einen Schritt gefolgt ist, wie er den Arm nach ihr ausstreckt, sie sieht, wie eine gewaltige Bewegung aus seinen Augen spricht.

Und in ihrem reinen, gültigen Herzen deutet sie diese tiefe Bewegung nach ihrer Weile.

„Sie sind so gut,“ sagt sie weich und herzlich. „In Ihrem Schutze fühle ich mich sicher. Gott segne Sie dafür.“

Leo Hersfeld sieht ihre Augen auf sich gerichtet mit dem Ausdruck des Dankes und des Vertrauens, er fühlt den warmen Druck ihrer Hand, er sieht, wie Charlotte langsam die Treppe hinauffliegt; und er bleibt an seiner Stelle wie gebannt, und sieht wie vernichtet.

Schwere Stunden hat der junge Offizier in der Nacht durchlebt, Stunden des furchtbaren Seelenkampfes.

Es war ein Mensch von gewaltiger Empfindung, Kreuz und Schmerz, die so manchem Menschen sanfte Begleiter

langen Gedankenteile gefunden, das ihn hinüberleitete zu ruhigeren Dingen.

Er fühlte, wie unter der Einwirkung von Charlotte's edlen Wesen sein Herz stiller wurde und besser.

Das ist das wunderbar geheimnisvolle Wirken reiner Naturen. Der ganz reine Mensch besitzt eine Zauberkraft. In der Hand der reinen Frau des Brahmanen ballt sich das rinnende, ewig bewegte Wasser zur kristallinen Kugel.

So zog sich in Leo Hersfeld's Seele die ewig zillos dahinstürmende Kraft zusammen zu dem Willen, der von nun an sein Leben fester und besser leiten sollte.

Und doch fand er noch keinen Frieden und keine Ruhe. Er war schon oft seiner Reue, seinen Selbsthätigkeit fast erlegen, und dann waren doch seine heißen Sinne wieder mit ihm fortgeschritten.

Wenn doch eine Zauberkraft käme, und bei mir bliebe, und mich führte zu einem anderen, besseren Leben.“

Das war das letzte, was der junge Offizier dachte, als endlich ein tiefer, traumloser Schlummer sich auf ihn niederlang.

Er ahnte nicht, wie nahe diese Zauberkraft ihm war.

Vorsichtig leise versuchte Veitel Ephyraim ins väterliche Haus zurückzuführen.

Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn er noch späte Gäste in der Hinterstube gefunden hätte, und womöglich den Alten nicht dabei. Denn wäre vielleicht seine lange Abwesenheit gar nicht einmal zur Sprache gekommen.

War aber der Alte schon zurück, dann wollte Veitel heute Abend dem Zusammenreffen mit ihm, und damit jeder Frage ausweichen. Wie alle feigen Leute wünschte er eine etwaige Auseinandersetzung bis morgen zu verschieben.

Veitel hatte kaum die Thür geöffnet, als ihm der alte Ephyraim aus der Hinterstube entgegengegrüßte kam.

Das flackernde Licht, das er in zitternder Hand trug, beleuchtete scharf sein wachsbleiches Gesicht, das von dem Ausdruck einer tödlichen Angst entsetzt war.

„Veitel!“ rief er leuchtend, mit gepreßter Stimme, „Veitel, wo ist die Lea?“

Der Junge erschrak vor den verzerrten Zügen des Vaters, vor dem unheimlichen Ton seiner Stimme. Sollte ein Unglück geschehen sei? Sollte er für dies Unglück verantwortlich gehalten werden?

Es schien ihm gut, vorwärts zu gehen und Unbefangenheit zu heucheln. Dagegen ihm das Herz bis an den Hals schlug, zwang er sich zu einem allgünstigen Ton, und statt dem Vater zu antworten, kam er ihm mit einer Gegenfrage:

„Wie soll ich wissen, wo ist die Lea?“

„Acher Ephyraim sah seinen Sohn harter an. Dann sagte er ihm plötzlich am Handgelenk und rief ihn mit sich in die Hinterstube.

Die Stube war leer. Unordenlich lagen und standen die Stühle rings herum, Gäser und Keller lagen hier und da am Boden. Ein brennender Geruch von kaltem Tabak schwebte in der biden, erstickenden Luft.

Ephyraim blieb dicht an der Thür stehen und hielt mit ausgestrecktem Arm das Licht vor sich hin.

„Da!“ flüsterte er leise und sah mit gräßlichen Augen nach der Blutlache auf der Diele. „Da!“ schrie er laut auf mit entsetzter Stimme. „Was ist das? Wo ist mein Kind, mein Kind?“

Veitel krauste es in dem finstern Zimmer mit dem Vater, der sich so unheimlich gebendete.

„Wo soll sie sein?“ fragte er mit erzweunem Gleichmuth. „Sie wird gegangen sein etwas zu besorgen.“

Der Alte in seiner tödlichen Angst dachte gar nicht daran zu fragen, wo und wie der Sohn seine Tochter zuletzt gesehen. Er war nach Hause gekommen hatte die Thür verschlossen gefunden, im Innern alles finsther; er hatte Licht gemacht, gerufen, gesucht; er hatte die Blutlache am Boden gefunden, und nun hatte er weitergeschaut in wahnfinniger Angst, in tausend Winkeln immer wieder gelauscht, von denen er doch genau wußte, daß seine Lea dort nicht war.

„Komm, Veitel,“ sagte er jetzt mit heiserer Stimme, „wir müssen suchen, ob wir finden eine Spur.“

Und schauernd blickte er sich nieder und folgte aufmerksam dem Blutstropfen, die zuerst in breiter Bahn, dann schmaler und dünner werdend, zur Hausthür und von da hinaus führten ins Freie.

„Wir müssen weiter suchen drauhen,“ sagte Ephyraim höhnend. „Zieh' an eine Laterne.“

Schweigend gehobte Veitel und begab sich mit dem Vater wieder in die Hinterstube, um dort aus dem Wandschrank die Laterne zu holen. Er wartete jeden Augenblick darauf, daß er für Leos Verschwinden verantwortlich gemacht werden würde, und so beilte er sich möglichst, um dem Alten keine lange Zeit zum Ueberlegen zu lassen.

Ephyraim war indessen schwerer auf einen Stuhl gefallen. Er konnte kaum noch denken, so hatte die Angst ihn mitgenommen. In einer Art von Erstarrung sah er da und sah dem Treiben des Sohnes zu, als habe er noch nie eine Laterne anzünden sehen, und

als sei dies ein Schauspiel würdig der größten Aufmerksamkeit.

So sah er denn immer hin, wie Veitel die kleine Thür der staubigen Laterne öffnete, ein Licht aus dem Kasten nahm und es hineinleuchten wollte. Das Licht war zu dünn und der Junge mußte aus der Schieblade Streifen abreißen und unten um das Licht wickeln.

Acher Ephyraim starrte hinüber mit dem dumpfen Gefühl, daß er nun aufstehen müßte, wenn das Licht brenne, und das würde ihm so schwer werden, so schwer. Seine Füße waren wie Blei.

„Da, horch! Leichte, schnelle Tritte im Flur. Dem alten Manne flucht der Herzschlag.“

Die Tritte kamen näher, und jetzt — jetzt — „Lea!“ schrie er auf und stürzt vorwärts, der Tochter entgegen. Lea trug nichts. Sie hört den gebrochenen, schluchenden Ton in der Stimme des Vaters, sie sieht seine zitternden Hände, die er entsezt gestreckt, und sie fühlt, daß es Sorge und Angst um sie gewesen ist, was den Vater gequält hat.

„Vater!“

Weiter sagt sie nichts. Sie hat den zitternden alten Mann wieder auf seinen Stuhl gesetzt und nun sitzt sie auf seinen Knien und drückt seine grauen Kopf an ihre Brust.

Acher Ephyraim weint und schluchzt wie ein Kind. Von Zeit zu Zeit streichen seine bebenden Finger leise über Leos Haar, über ihr Gesicht, über ihre Hände, als müsse er sich überzeugen, daß sie wirklich bei ihm sei.

„Lea, mein Kind,“ sagte der Alte endlich, „wo bist Du gewesen, daß ich hab gehabt solche Angst um Dich?“

Der junge Veitel ahnte zwar nicht, wo Lea gewesen war, aber er sah voraus, daß bei dieser Frage wahrscheinlich auch seine eigene lange Abwesenheit zur Sprache kommen würde. Er hielt es für angezeigt, sich leise zu entfernen.

Lea sah, wie er heimlich im Rücken des Vaters zur Thür hinausgeschleichen wollte.

„Bleib hier, Veitel,“ rief sie mit klingender Stimme. „Du sollst hierbleiben, Veitel, und sollst Rechenschaft geben dem Vater für das, was Du hast gethan heut Abend.“

„Das kam dem Veitel überaus scharf. Also Lea wußte...? Aber nein, wie wäre das möglich? Sie wollte ihn wohl nur verlaugen, daß er sie allein gelassen hatte mit den Soldaten.“

„Mach kein Geschrei,“ sagte er trotzig zu seiner Schwester.

„Wenn der Vater was von mir will, wird er mich fragen alleine.“

Damit wollte er zur Thüre hinausgehen.

„Bleib hier, Veitel,“ sagte der alte Ephyraim, „und antworte, was ich dich werde fragen.“

Veitel blieb stehen und lehnte sich an die Wand zwischen dem Thürposten und dem Anrichtisch. Er vertraute sich nicht, dem Alten offen ungehörig zu sein. Die Achtung vor dem Familienhaupt, seit Urzeiten von Israeliten wie ein Heiligthum gehütet, stand auch ihm so tief im Blute, daß er sich davon losmachen konnte.

Dabei kam es ihm aber doch in den Sinn, daß er eine klägliche Figur spielen müsse, wie er hier so zum Verhör vor Vater und Schwester stehe. Und so versuchte er, sich eine nachlässig gleichgültige Haltung zu geben. Ehe er fortzugehen war, hatte er ihr am Anrichtisch mit einem langen Messer zerhackte Blätter für die Soldaten zerhackt. Jetzt begann er in kindischem Trotz mit dem Messer zu spielen, indem er mit dem Messer kleine Stücke der Blätter aufspießte.

„Wo bist Du gewesen, Veitel, als ich bin gekommen nach Haus?“ fragte der alte Ephyraim.

Veitel zögerte mit der Antwort.

„Was willst Du ihn fragen, Vater, wo er Dir doch nicht wird geben eine richtige Antwort,“ rief Lea dazwischen. „Ich will Dir sagen, wo er ist gewesen. Er hat verathen und verkauft den gnädigen Herrn von Wagenfeld an die französischen Soldaten.“

Lea hatte heftig, in leidenschaftlicher Erregung gesprochen. Eine tiefe Stille folgte ihren Worten.

Acher Ephyraim war zuerst noch mehr überast als empört. Also seine Kinder wußten von der Sache? Wie hatten sie es erfahren? Was war inzwischen vorgegangen?

Veitel überlegte. Die Anklage Leas klang so bestimmt, daß einfaches Auleugnen nicht möglich schien.

„Was reißt Du dummes Zeug von verkaufen,“ sagte er endlich. „Wo ich bin geworden gezwungen von die französischen Wachen.“

„Glaub ihm nicht, Vater!“ rief Lea außer sich. „Gezwungen! Als ob die Franzosen werden kommen hierher bis an's Ende der Stadt, bloß um zu fragen den Veitel! Hab ich doch gesehen mit eigenen Augen, wie er hat geführt die fremden Soldaten vom Schloß nach der Behrensstraße.“

Veitel schien alle Aufmerksamkeit auf seine Spielerei zu verwenden. Nur einen Moment zuckte ein böser, tödlicher Blick zu Lea hinüber.

„Also ist der Wagenfeld doch nicht entkommen aus Berlin!“ rief der alte Ephyraim scharf leuchtend.

„Doch!“ rief Lea triumphirend. „Er ist gekommen hinaus, weil ich hatte ankommen sehen den Veitel mit seinen Soldaten. Ich hab' gewarnt den Herrn von Wagenfeld, ich hab' ihn geführt in den Garten von Heimann und ich hab' ihm geholfen über die Mauer.“

„Dir scheint ja mehr zu liegen am Herrn Mittelmeister, als ich bisher wußte,“ sagte Veitel hämisch. „Vermuthlich habe ich allerdings schon lange, daß Du bist verliebt in den Wagenfeld.“

Das war zu viel. Den ganzen Abend hatte sie die Brachtung und den Haß über ihres Bruders erbärmliche That mit sich herumgetragen; jetzt, da Veitel mit schmutziger Hand das in den Reich 300, was ihres Lebens Heiligthum war, ihre Liebe zu Gebhard Wagenfeld, da kam dieser Haß zu einem furchtbaren Ausbruch. Mit einem halb unterdrückten dumpfen Schrei warf sie sich dem Bruder entgegen.

Veitel war von Natur feige. Von frühlichen Kindertagen wußte er, daß Lea ihm an körperlicher Kraft und Gewandtheit überlegen war. Und wie sie jetzt die Hand gegen ihn hob, oder sich vor Erbitterung, da schloß sich seine magere gelbe Faust fester um den Griff des Messers und hielt ihr die spitze Klinge entgegen.

Erschrocken blieb Lea stehen. Aber nun war in Veitel mit dem Gefühl der Ueberlegenheit auch ein wilder Grimm erwacht. Alles, was er je in sich hineingestossen hatte an ohnmächtig knirschender Verbitterung, jede Zurückführung des erbärmlichen Jungen gegen die schöne Schwester, das alles lochte jetzt in ihm auf mit heißen Flammen.

„Soll mir, Vater!“ rief Lea gellend. „Nimm ihm das Messer weg!“

Ehe der alte Ephyraim zuspringen konnte, hatte sie mit scharfem Auge und sicherem, festem Griff ihres Bruders beide Handgelenke umfaßt und hielt sie wie mit eisernen Klammern. Eine Sekunde lang standen die Weiden sich so gegenüber, Auge in Auge.

„Schnell!“ rief Lea dem Veitel ins Gesicht und zugleich schwebte sie ihm mit gewaltiger Kraft von sich, so daß er rückwärts gegen die Mauer stürzte. Schmetternd schlug sein Hinterkopf gegen die Wand, und so stark war die Wucht des Stoßes, daß Veitel, zurückrollend, einen Augenblick schwankte und dann vornüber zu Boden fiel.

Keuchend, nach Athem ringend, stand Lea daneben. „Steh auf, Veitel,“ sagte sie kurz und hart.

Veitel richtete sich nicht.

Erschrocken blickte sich der alte Ephyraim an und sagte den Sohn an. „Schwer, unheimlich schwer lastete der Körper in seiner stützenden Hand.“

Da schrie der alte Mann auf und wandte ängstlich Veitels Gesicht dem Lichte zu. Es war bleich, die Augen halb geschlossen, vor dem Mund stand ein leichter, rother Schaum. Mitten im Herzen aber steckte das Messer, in das er fallend sich selbst gestürzt hatte. Veitel Ephyraim war todt.

Der Reitknecht Wilhelm Koepte hatte merkwürdigerweise gar keine Schwereitheit gehabt beim Verlassen der Stadt.

Die Franzosen verfahren nach ihrer gewohnten Art den Wachdienst am Brandenburger Thor sehr nachlässig. Trotz der späten Stunde war noch ein starker Verkehr durch das Thor. Bauern, Gärtner, Fuhrleute, Händler aller Art, die Lieferungen gebracht hatten oder ihre Waaren auf den Markt führen wollten, kamen ein und aus.

Koepte machte sich unter einem Trupp Bauersleute, die nach Charlottenburg wollten, und kam ungehindert durch das Thor.

Der Weg durch die dicke Wildnis des Thiergartens war sehr mühsam; bis über die Knöchel watete der Reitknecht in dem tiefen Sande. Der Mond stand hoch am Himmel und warf zitternde Lichter in die dichten Büsche, die mit wilden Ranken umhingen, sich eng zusammendrängten. Wo aus dem Sande ein sumpfiges Wasserloch matt aufleuchtete. Da wucherte es von Schafgarben, Winben, Farnkrautern, Schierling und Wolfsmilch. Hohe Gräser standen am Rande, und im Wasser flüsterte das Schilf leise seine geheimnisvolle Sprache.

Koepte schritt rüstig vorwärts und pfiff leise vor sich hin den Parade-marsch des Regiments Gensdarmes. Zweifel und Besorgniß konnte seine einfache Seele nicht. Der Herr Reitknecht hatte ihm Knobelsdorffs Weiserei als Ziel ihrer Wanderung bezeichnet, und so war er gan überzeugt davon, daß der Herr Mittelmeister sich dort einfinden würde. Zudem hatte Lea es übernommen, seinen Herrn aus der Stadt herauszuführen, und zu Leos Ergebenheit, zu ihrer Fingigkeit und Energie hatte Koepte ein unbegrenztes Vertrauen.

An der Weiserei verließ alles so, wie es mit Acher Ephyraim verabredet war. Kaum hatte Koepte leise den Anfang der Retraite geöffnet, da löste sich drüben ein kleiner Kahn aus dem tiefen Schatten des jenseitigen Ufers und kam lautlos über den Fluß oegleiten.

„Und der andere?“ fragte der Schiffer mit gedämpfter Stimme, als Koepte sich in das Boot sprang.

„Wird auch noch kommen,“ antwortete der Reitknecht ebenso. „Fahr mich nur erst hinüber, daß ich nach den Pferden sehen kann.“

Der Schiffer, ein kurzer, stämmiger Mann mit struppigem Bart, nicht nur als Zeichen des Ginoerskänisses.

Lautlos wie er gekommen, glitt der Kahn wieder zurück.

Koepte sprang an's Land. Er stieg das niedrige, fanbige Ufer hinauf und sah sich rings um. Nirgend war etwas zu bemerken, doch hörte er in

einiger Entfernung das leise Schnauben von Pferden; und als er dem Ton nachging, fand er die Thiere verstreut in einer tiefen Sandgrube. Es waren zwei mächtige, starkknochige Gähle, die ein launlanger Kehl am Hügel hielt. Der Pferdehalter drehte sich hastig um, als Koepte am Rand der Grube auftauchte.

„Nicht noch so weit,“ sagte der Reitknecht gemüthlich. „Wir können ruhig noch ein Weile warten.“

Dann sprang er den Hana hinunter und unterwarf die Pferde, ihre Sattelung und Zäumung einer eingehenden kritischen Betrachtung. Es waren unverkennbar französische Dragonerperde und Koepte mußte sich seiner Prüfung zufrieden sein, denn er rierte mehrmals wohlgefällig mit dem Kopf. Dann stieg er, ohne sich um den Anderen weiter zu kümmern, doch in solcher Nähe, daß er gegebenenfalls sofort die Pferde ergreifen konnte, die Wand der Grube wieder hinauf.

Er wählte seinen Standpunkt so, daß er gerade mit dem Kopf über den Rand hinweg sehen konnte und nun begann er mit der beneidenswerthen Seelenruhe einfacher Leute zu warten, indem er von Zeit zu Zeit einen Grashalm abriß, ihn in den Mund steckte und mechanisch daran herumtaute.

Ueber eine Stunde mochte er so gestanden haben, fast ohne sich zu rühren, da sah er unbedeutlich eine dunkle Gestalt am Ufer entlang kommen, aber auf dieser, der nördlichen Seite des Flusses.

Koepte fluchte.

Aber nicht lange war er im Zweifel. Er kannte die Gestalt und den Gang seines Herrn zu genau, um sich zu irren. Leise pfiff er nochmals die ersten Takte der Retraite.

Gebhard Wagenfeld blieb stehen und horchte. Dann wandte er sich kurz nach der Richtung, aus der die Töne herüberkamen und schritt rasch auf die Sandgrube zu.

„Gott sei Dank!“ sagte Gebhard, als er Koepte erkannte und die beiden Pferde bemerkte. „Ich fürchtete schon, ich würde Dich hier nicht finden.“

„Da hätten Euer Gnaden können ganz ohne Sorge sein. Die Franzosen, die sind ja so dumm, wenn Euer Gnaden mitgegangen wären durchs Brandenburger Thor, da hätten sie uns auch nicht angehalten, und wir wären jetzt schon eine Stunde unterwegs.“

Gebhard athmete tief auf, als er im Sattel saß. Das langsame Vorwärtsarbeiten durch den mahelnden Sand hatte ihn schwer ermüdet, und mit der Müdigkeit lastete auch ein Gefühl auf ihm, wie die Borahnung trüben Miflingen. Seine Reiternatur hatte sich bedrückt und hilflos gefühlt in dem mühsamen Dahinschreiten. Wie sah doch alles ganz anders aus, sobald er wieder zu Pferde saß. Da war jeder Schatten des Zweifels verschwunden, klar lag das Ziel vor ihm, klar der Weg, Holz richte er sich auf im Sattel, fest ergriff er die Zügel, und vorwärts ging in der Richtung auf Tege durch die Sandwüste, auf der sich spätere Roabit erheben sollte.

Die weite Ebene lag todt und still. Nach einer Weile tauchten zu rechter Hand eine Menae kleiner Hüthen auf, elende, halb verfallene Baracken, bewohnt von Diebesbanden und von Hunderten armer Weiber und Wollspinner. Ein trauriger Ort, diese Kolonie Neu-Boigland. Gebhard's Pferd sprang plötzlich erschreckt zur Seite. Aus einer Hede am Wege war ein Nachtvogel aufgeflattert und strich nun mit flugendem Ruf dem Walde zu. Die Hede umschloß einen Ahrbach.

Ergriffen von der unendlichen Melancholie des Ortes, hielt Gebhard das Pferd an und sah hinunter auf die langen Reihen niedriger Hügel; traurige Gräber, hier und da mit binnein, verbranntem Rasen bedekt, doch alle namenlos, ohne Kreuze, ohne den Schatten eines Baumes, den Schmutz einer Blume. Dahinter, auf dem Bedding, erhob sich aus dem ungewissen Mondlicht düster drohend das Hochgericht. Gestirnlisch redte der Galgen seine unheimlichen Arme in den von silberglänzenden Nebeln umhüllten Himmel.

Genauftam mußte Gebhard sich lösen von dem todtraurigen Eindruck dieses Bildes.

„Abst omen,“ sagte er leise vor sich hin; dann ließ er das Pferd ausweichen, und bald hatte der Wald ihn aufgenommen, der Ufer der Havel bis nach Dranienburg begleitet. Dies Reiten durch den schweigenden Wald war zauberhaft schön. Ein leichter, feiner Nebel lag überall vom Boden auf, aus Büsche und Moos, aus dem feuchten, weichen Laub, das der Waldboden reichlich bedekte. Geheimnissvoll webte er zwischen den alten Stämmen, die wie Silber im Mondlicht glänzten, in Streifen und Fäden hing er an Busch und Strauch, und wie der Spiegel eines Teiches lag er glimmernd auf der Lichtung.

Gebhard Wagenfeld ritt so nahe als möglich am Ufer der Havel entlang. An der anderen Seite lief der Weg über Hennigsdorf ebenfalls ziemlich nahe am Wasser hin. Weite Strecken dieses Weges konnte Gebhard vom Waldrand aus übersehen; nur selten verlor sich die Straße auch drüben im Walde.

(Fortsetzung folgt.)

langen Gedankenteile gefunden, das ihn hinüberleitete zu ruhigeren Dingen.

Er fühlte, wie unter der Einwirkung von Charlotte's edlen Wesen sein Herz stiller wurde und besser.

Das ist das wunderbar geheimnisvolle Wirken reiner Naturen. Der ganz reine Mensch besitzt eine Zauberkraft. In der Hand der reinen Frau des Brahmanen ballt sich das rinnende, ewig bewegte Wasser zur kristallinen Kugel.

So zog sich in Leo Hersfeld's Seele die ewig zillos dahinstürmende Kraft zusammen zu dem Willen, der von nun an sein Leben fester und besser leiten sollte.

Und doch fand er noch keinen Frieden und keine Ruhe. Er war schon oft seiner Reue, seinen Selbsthätigkeit fast erlegen, und dann waren doch seine heißen Sinne wieder mit ihm fortgeschritten.

Wenn doch eine Zauberkraft käme, und bei mir bliebe, und mich führte zu einem anderen, besseren Leben.“

Das war das letzte, was der junge Offizier dachte, als endlich ein tiefer, traumloser Schlummer sich auf ihn niederlang.

Er ahnte nicht, wie nahe diese Zauberkraft ihm war.

Vorsichtig leise versuchte Veitel Ephyraim ins väterliche Haus zurückzuführen.

Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn er noch späte Gäste in der Hinterstube gefunden hätte, und womöglich den Alten nicht dabei. Denn wäre vielleicht seine lange Abwesenheit gar nicht einmal zur Sprache gekommen.

War aber der Alte schon zurück, dann wollte Veitel heute Abend dem Zusammenreffen mit ihm, und damit jeder Frage ausweichen. Wie alle feigen Leute wünschte er eine etwaige Auseinandersetzung bis morgen zu verschieben.

Veitel hatte kaum die Thür geöffnet, als ihm der alte Ephyraim aus der Hinterstube entgegengegrüßte kam.

Das flackernde Licht, das er in zitternder Hand trug, beleuchtete scharf sein wachsbleiches Gesicht, das von dem Ausdruck einer tödlichen Angst entsetzt war.

„Veitel!“ rief er leuchtend, mit gepreßter Stimme, „Veitel, wo ist die Lea?“

Der Junge erschrak vor den verzerrten Zügen des Vaters, vor dem unheimlichen Ton seiner Stimme. Sollte ein Unglück geschehen sei? Sollte er für dies Unglück verantwortlich gehalten werden?

Es schien ihm gut, vorwärts zu gehen und Unbefangenheit zu heucheln. Dagegen ihm das Herz bis an den Hals schlug, zwang er sich zu einem allgünstigen Ton, und statt dem Vater zu antworten, kam er ihm mit einer Gegenfrage:

„Wie soll ich wissen, wo ist die Lea?“

„Acher Ephyraim sah seinen Sohn harter an. Dann sagte er ihm plötzlich am Handgelenk und rief ihn mit sich in die Hinterstube.

Die Stube war leer. Unordenlich lagen und standen die Stühle rings herum, Gäser und Keller lagen hier und da am Boden. Ein brennender Geruch von kaltem Tabak schwebte in der biden, erstickenden Luft.

Ephyraim blieb dicht an der Thür stehen und hielt mit ausgestrecktem Arm das Licht vor sich hin.

„Da!“ flüsterte er leise und sah mit gräßlichen Augen nach der Blutlache auf der Diele. „Da!“ schrie er laut auf mit entsetzter Stimme. „Was ist das? Wo ist mein Kind, mein Kind?“

Veitel krauste es in dem finstern Zimmer mit dem Vater, der sich so unheimlich gebendete.

„Wo soll sie sein?“ fragte er mit erzweunem Gleichmuth. „Sie wird gegangen sein etwas zu besorgen.“

Der Alte in seiner tödlichen Angst dachte gar nicht daran zu fragen, wo und wie der Sohn seine Tochter zuletzt gesehen. Er war nach Hause gekommen hatte die Thür verschlossen gefunden, im Innern alles finsther; er hatte Licht gemacht, gerufen, gesucht; er hatte die Blutlache am Boden gefunden, und nun hatte er weitergeschaut in wahnfinniger Angst, in tausend Winkeln immer wieder gelauscht, von denen er doch genau wußte, daß seine Lea dort nicht war.

„Komm, Veitel,“ sagte er jetzt mit heiserer Stimme, „wir müssen suchen, ob wir finden eine Spur.“

Und schauernd blickte er sich nieder und folgte aufmerksam dem Blutstropfen, die zuerst in breiter Bahn, dann schmaler und dünner werdend, zur Hausthür und von da hinaus führten ins Freie.

„Wir müssen weiter suchen drauhen,“ sagte Ephyraim höhnend. „Zieh' an eine Laterne.“

Schweigend gehobte Veitel und begab sich mit dem Vater wieder in die Hinterstube, um dort aus dem Wandschrank die Laterne zu holen. Er wartete jeden Augenblick darauf, daß er für Leos Verschwinden verantwortlich gemacht werden würde, und so beilte er sich möglichst, um dem Alten keine lange Zeit zum Ueberlegen zu lassen.

Ephyraim war indessen schwerer auf einen Stuhl gefallen. Er konnte kaum noch denken, so hatte die Angst ihn mitgenommen. In einer Art von Erstarrung sah er da und sah dem Treiben des Sohnes zu, als habe er noch nie eine Laterne anzünden sehen, und